

Xavier-Laurent Petit
Mein kleines dummes Herz



Xavier-Laurent Petit, 1956 in Frankreich geboren, studierte Philosophie und arbeitete als Grundschullehrer und Schulleiter. Heute widmet er sich ganz dem Schreiben. Seine Bücher erhielten zahlreiche Preise, unter anderem den Deutschen Jugendliteraturpreis für ›Steppenwind und Adlerflügel‹. Weitere Bücher von Xavier-Laurent Petit bei dtv junior, siehe Seite 4.

Xavier-Laurent Petit

Mein kleines DUMMES HERZ

Aus dem Französischen von
Bernadette Ott

Mit Vignetten von
Eva Schöffmann-Davidov

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Xavier-Laurent Petit sind bei [dtv junior](http://www.dtv.de) außerdem lieferbar:
**Steppenwind und Adlerflügel
Sonnenglut und Wüstenpferd**



Ungekürzte Ausgabe
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Titel der französischen Originalausgabe: »Mon petit coeur imbécile«,
2009 erschienen bei l'école des loisirs, Paris
© 2009 l'école des loisirs, Paris
© der deutschsprachigen Ausgabe:
Dressler Verlag GmbH, Hamburg 2014
Umschlagbild und -gestaltung: Regina Kehn
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71750-2



**Für Sylvie Dodeller
Für Jeanne, Hélène und die kleine Colette**

**Mit einem Gruß an Chemokil Chilapong,
die Siegerin des Marathonlaufs in Nairobi
im Jahr 2004**





Kapitel 1

Es ist sehr früh am Morgen, die Sonne ist noch nicht aufgegangen und ich kann nicht schlafen. Ich liege auf meiner dünnen Matratze und höre, wie mein Herz schlägt.

Bubumm ... bubumm ... bubumm ...

Dreitausendvierhundsiebzehn Tage lang schlägt es jetzt schon so. Ohne aufzuhören. Und das ist eine gute Nachricht.

Ein paar Schritte von mir entfernt schläft Maswala. Ich wache immer eine kleine Weile vor ihr auf.

In Europa oder Amerika, das hat man mir erzählt, wohnen die Menschen in großen Häusern mit vielen Zimmern. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Aber ich

weiß, dass es bei uns so etwas nicht gibt. Wie alle Häuser in unserem Dorf besteht auch unsere Keja nur aus einem einzigen Raum. Darin wird gekocht und geschlafen. Die Keja dient uns als Schutz gegen die Sonne, den Wind oder den Regen, je nachdem. Wir wohnen darin zu viert: meine Eltern, die hinter dem großen Vorhang schlafen, Großmutter Thabang, deren Haus in der letzten Regenzeit eingestürzt ist, und ich.

Wenn ich sage zu viert, dann stimmt das nicht ganz. Pa'Jabari, mein Vater, arbeitet nämlich viele Tausend Kilometer weit weg von hier. Auf einer Baustelle, die so groß ist, dass man mit der Arbeit nie fertig wird. Seit zwei Jahren ist er jetzt schon fort. Er schickt uns jeden Monat etwas Geld und ruft bei Kathelo, dem Händler in unserem Dorf, an, der als Einziger von uns hier ein Telefon hat. Dann erzählt er ihm, dass es ihm gut geht und dass wir uns keine Sorgen machen müssen und dass er bald zurückkommt. Und Kathelo erzählt uns das alles weiter. Aber Pa'Jabari kommt nicht zurück.

Deshalb wohnen wir in unserer Keja zu dritt: Maswala, Großmutter Thabang und ich.

Das heißt ... da habe ich jetzt Onc'Benia nicht mitge-

zählt, den Bruder von Maswala. Er ist riesengroß, ein bisschen seltsam und redet nicht. Dafür lacht er viel und singt dauernd vor sich hin, während er auf den Hängen die Schafe hütet. Die meiste Zeit schläft Onc'Benia im Freien, bei seinen Schafen und Ziegen. Nur manchmal, während der Regenzeit oder wenn der Wind zu stark bläst, schläft er bei uns im Haus. Er legt sich dann immer an derselben Stelle auf den Boden, direkt vor der Tür, weil er so nahe wie möglich bei seinen Schafen und Ziegen sein will. Oder vielleicht auch, weil er uns beschützen will. Bis auf Maswala, Großmutter und mich nennen ihn alle hier im Dorf Zuzu, den Idioten. Aber Onc'Benia ist gar nicht so zuzu. Ich habe das Gefühl, dass er viele Dinge versteht, von denen die anderen nichts verstehen.



Kapitel 2

Ich blinzele. Maswala steht auf.

Der Vorhang vor dem Bett wird von ihr aufgezogen, sie kommt lautlos näher und kauert sich neben mich. Wie jeden Morgen tue ich so, als würde ich noch schlafen. Ein bisschen ahnt sie, dass ich ihr etwas vorspiele, aber sie sagt nie was. Sie vergewissert sich, dass ich atme, und wenn sie sich ganz sicher ist, streichelt sie mir die Wange und deckt mich sachte zu. Ich rühre mich nicht. Dieser Augenblick ist für mich der schönste. Wenn wir beide wissen, dass ich noch am Leben bin.

Heute Nacht ist der Wüstenwind gekommen. Ein so heißer Wind, dass davon die Quellen austrocknen und das Vieh beinahe verdurstet. Er treibt große Wirbel von

Sandkörnern vor sich her. Durch die Bretter höre ich ihn laut heulen. Die Schafe und Ziegen blöken, dass es einem das Herz zerreißt, und Kimbaj, unser Hund, knurrt wie ein Dämon. Keiner mag diesen Wind, weder die Menschen noch die Tiere. Aber ich hasse ihn noch mehr als alle anderen. Wenn er so richtig heftig bläst, kann ich mich kaum rühren. Wegen der vielen Sandkörner kriege ich dann kaum Luft. Ich bleibe den ganzen Tag auf der Matratze liegen und hechle wie ein Tier, bis ich nicht mehr kann. Großmutter Thabang sitzt neben mir, hält mir die Hand und murmelt unablässig Wrter vor sich hin, die ich nicht verstehe.

Aber Maswala kann nichts aufhalten, nicht einmal der Wind.

»Tutaonana, Sisanda«, flüstert sie. Bis gleich, Sisanda.

Sie öffnet die Tür einen Spalt und ein Windstoß fhrt ins Haus. Einen Moment kann ich die langen, braunen Beine meiner Mutter und ihre hellen Shorts erkennen. Dann ist sie auch schon draußen und fängt zu laufen an. Ich schließe die Augen und zähle bis zwanzig. Danach ziehe ich die Tür kurz noch einmal auf und sehe

ihr nach. Im grauen Morgenlicht ist sie bald verschwunden.

Manchmal lasse ich die Augen geschlossen. Ich stelle mir vor, wie sie auf und ab durch die Hügel trabt. Ich höre, wie schnell ihr Atem geht, ich spüre, wie ihr der Schweiß herunterläuft, ich sehe den Boden unter ihren nackten Füßen ...

Maswala rennt jeden Tag. Stundenlang. Das macht sie eben. Wenn ich sie frage, warum, dann lacht sie.

»Ich weiß es nicht. Da musst du meine Beine fragen. Am Morgen wollen sie einfach laufen. Und ich muss ihnen folgen.«

Großmutter Thabang zündet sich ihre Pfeife an und lässt ein Rauchwölkchen aufsteigen.

»Als ich schwanger war«, sagt sie, »hat deine Mutter in meinem Bauch dauernd gezappelt! Da hat sie auch schon laufen wollen! Swala ist nie gern bei mir an der Hand gegangen, immer wollte sie rennen, hüpfen, springen ... Nichts und niemand konnte sie aufhalten.« Sie lächelt. In ihrem Mund hat sie keine Zähne mehr, so alt ist sie schon.

Swala bedeutet bei uns Antilope.

Natürlich ist das nicht der richtige Name meiner Mutter, aber alle Leute nennen sie so.

Ich nenne sie Maswala. Mamaantilope. Antilopenmama.

»Swala ist immer schon gern gelaufen«, wiederholt Großmutter Thabang. »Aber seit du auf der Welt bist, rennt sie wie eine Verrückte! Nichts und niemand kann sie aufhalten! Sie war schon tief drinnen im Hügelland, so weit, wie nicht einmal die Hirten mit ihren Herden sich vorwagen. Als ob sie für dich auch noch mitlaufen würde, meine kleine Prinzessin, weil du es selbst nicht kannst.«

Weil ich selbst nicht laufen kann.

Mein Herz, mein dummes kleines Herz ... Wegen dir kann ich nicht laufen.

Wegen dir kann ich nicht laufen, nicht springen, nicht aus dem Haus gehen, nicht mit den anderen spielen, nichts ... Wegen deiner dummen Krankheit.

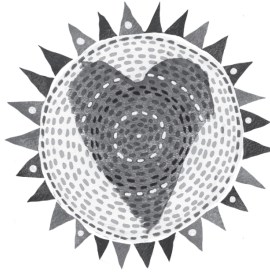
Wegen dir bekomme ich manchmal so wenig Luft, dass die anderen glauben, ich sterbe gleich.

Und morgen kann Maswala wegen dir nicht einmal wie jeden Tag durch die Hügel rennen.

Denn morgen brechen wir ganz früh mit Zacaria in seiner alten Klapperkiste auf und fahren viele Stunden lang ins Krankenhaus. Dort horcht Doktor Apollinaire Njabolo dann, was du so treibst, wie jedes Jahr ein Mal.

Mein kleines dummes Herz! Ja, aber wirklich: mein kleines dummes Herz!

An dem Tag, an dem du aufhörst, so dumme Sachen zu machen, werde ich dich »mein viel geliebtes, kleines dummes Herz« nennen. Versprochen. Aber nicht vorher.



Kapitel 3

Die Fahrt ins Krankenhaus dauert sechs Stunden. Und das sind nicht sechs Stunden auf einer Straße, sondern auf einer Lehmplatte. In der Hitze. Im Wüstenwind, der den Staub aufwirbelt. Sechs Stunden im schaukelnden Jeep von Zacaria, der sich bemüht, den Schlaglöchern auszuweichen. Maswala versucht, mich so gut wie möglich vor dem Staub zu schützen.

Zum Glück müssen wir die Fahrt nur ein Mal im Jahr machen!

Endlich kommen wir zum Krankenhaus. Es ist ein lang gestrecktes, niedriges Gebäude, von der Hitze erdrückt und hinter Staubwolken fast verschwunden.

Zacaria parkt sein Auto neben den anderen, die ge-

nauso alt und klapprig sind wie seines. Im Schatten einer großen Akazie hocken die Kranken mit ihren Familien und warten darauf, dass sie drankommen. Manche unterhalten sich miteinander, andere lesen Zeitung oder trinken Tee, wieder andere halten ein Nickerchen. Überall schwirren Mücken herum.

Schon aus der Ferne lächelt mir ein großer, starker Mann zu. Es ist Mwaï, der Krankenpfleger.

»Hodi, Sisanda! Na ... wie geht's dir denn so?«

Ich frage mich, ob er jeden mit Namen kennt, der schon einmal zu ihm ins Krankenhaus gekommen ist.

Meine Antwort trägt der fauchende Wind mit sich fort. Die Wellblechplatten auf dem Dach des Gebäudes knarzen und ächzen. Gleich wird der Wind sie losreißen und wegwehen. Das Krankenhaus ist ungefähr in demselben Zustand wie Zacarias Jeep. Ziemlich alt und wackelig.

Es ist immer derselbe Arzt, der mich untersucht. Schon seit meiner Geburt. Doktor Apollinaire Njabolo. Er ist ganz klein und hat so kurze Beine, dass Maswala neben ihm wie eine Riesin wirkt. Wenn wir sein Zimmer betreten, bittet er sie sofort, sich hinzusetzen, damit

sie beide dieselbe Größe haben. Mich schaut er jedes Mal mit großen Augen an, fast ein bisschen, als wundere er sich, dass ich immer noch am Leben bin.

»Na, Sisanda, sag mal, wie alt bist du denn jetzt?«

»Dreitausendvierhundertachtzehn Tage alt.«

Weil er mich so anstarrt, übersetze ich es für ihn.

»Neun Jahre, vier Monate und neun Tage. Und noch zwei Tage dazu für die Schaltjahre.«

Es ist dasselbe, wie wenn ich sage: dreitausendvierhundertachtzehn Tage. Aber nicht ganz dasselbe ... Dreitausendvierhundertachtzehn Tage hört sich nach einer sehr großen Menge an. Und für jemanden wie mich heißt das etwas, schon so viele Tage gelebt zu haben.

Immer wieder habe ich Apollinaire zu Maswala sagen hören, dass mein Leben an einem seidenen Faden hänge. Mein Herz könne jeden Moment aufhören zu schlagen. Er flüstert es ganz leise, während ich mich wieder anziehe. Bestimmt glaubt er, ich höre es nicht.

Als ich noch klein war, habe ich nicht verstanden, was er damit gemeint hat. Aber später habe ich herausgefunden, was er damit sagen will: Ich kann jeden

Augenblick sterben. Puff ... und tot! Einfach so. Noch bevor ich den Satz zu Ende gesagt habe ...

Und seither hat sich dieser Gedanke in mir festgehakt. Wie ein Skorpion unter einem Stein sitzt er da und wartet. Aber der Moment wird nie kommen, das weiß ich ganz genau. Mein kleines dummes Herz wird nie zu schlagen aufhören.

Ich kann nicht einfach sterben. Jetzt doch noch nicht. Weil das gar nicht möglich ist. Die Menschen, die sterben, sind nämlich alle alt, so wie Großmutter Thabang. Sie lebt schon so lange, dass niemand genau weiß, wie alt sie wirklich ist. Nicht einmal sie selbst! Bestimmt dreißigtausend Tage oder vielleicht sogar mehr. Und ich lebe doch erst dreitausendvierhundertachtzehn Tage ...

Aber daran denke ich nur, wenn ich einen Anfall habe und mein Herz zu flattern anfängt und so heftig schlägt, als würde es gleich explodieren. Das geschieht immer dann, wenn der Wüstenwind weht und Staubwolken aufwirbelt oder wenn ich mich zu sehr angestrengt habe. Oder es passiert in der Regenzeit, wenn es überall stickig ist und selbst die Luft so dick und schwer wie Schlamm ist. Aber meistens passiert es einfach so.

Aus heiterem Himmel. Weil mein kleines dummes Herz wieder einmal verrücktspielt. Dann kann ich mich nicht rühren. Nicht einmal reden. Alles ist mir zu viel. Ich horche auf mein wütendes, lautes Herz und warte keuchend darauf, dass es sich wieder beruhigt. Manchmal, wenn der Anfall besonders heftig ist, bekomme ich zehn Tropfen einer grässlich bitteren Medizin auf die Zunge geträufelt. Apollinaire hat sie mir gegeben.

»Du musst das Fläschchen immer bei dir tragen, Sissanda«, sagte er. »Es ist für dich so etwas wie deine Lebensversicherung.«

Also werde ich doch weiterleben, ist das sicher? Aber da hat Apollinaire sich taub gestellt und nur etwas auf seinen Rezeptblock geschrieben.



Kapitel 4

Der ganze Ärger mit mir hat bereits am Tag meiner Geburt begonnen.

Ich war gerade erst auf die Welt gekommen, da wäre ich beinahe schon wieder gestorben. Es war während der Regenzeit. Vom Himmel schüttete es, das Wasser strömte durch die Straßen, der Schlamm drang bis in die Häuser und die Ziehbrunnen liefen über. Das Gewitter, das sich an diesem Tag über unserem Dorf entlud, war so heftig, es blitzte und donnerte so stark, dass man glaubte, die Erde würde sich spalten. Als ich aus dem Bauch von Maswala kam, war ich ganz hässlich und violett angelaufen und wollte erst gar nicht atmen. Zum Glück war Großmutter Thabang bei der Geburt